

SNEAK IN EINE ANDERE WELT

Isabelle Graw



Ausschnitt aus einem Buch

Der Sog der Zelebritäten

Alle schienen nur ein Ziel zu haben – James Franco persönlich kennenzulernen. Ich habe die VIPs der Berliner Kunstwelt jedenfalls noch nie derart im Celebrity-Taumel erlebt wie auf dieser von Klaus Biesenbach für James Franco ausgerichteten Party. Von Hermann Parzinger über Tim Renner bis zu Wolfgang Tillmans wollten wirklich alle (und zwar nicht nur Männer, sondern auch die anwesenden Frauen) dem Schauspieler persönlich die Hand schütteln. Dem von der Celebrity ausgehenden Sog konnte sich offenbar niemand entziehen. Ich beschloss deshalb, in dieses Spiel einzusteigen und ebenfalls das Gespräch mit dem Star zu suchen. Er war sehr freundlich und smart und wir unterhielten uns über die Freiheiten und Zwänge, die in der Kunstwelt und



in Hollywood regieren. Andere Personen kamen hinzu, wobei einige von ihnen ihrer Aufregung darüber Ausdruck verliehen, ihn endlich live zu sehen. Sie stellten sich einfach vor ihn und hielten Monologe über ihr Fan-Tum, was ich ein bisschen unheimlich fand. Es wirkte so, als müssten sie etwas loswerden und sich zugleich durch den unmittelbaren Kontakt zu ihm neu aufladen. Wo auch immer er stand, schienen zentrifugale Kräfte dafür zu sorgen, dass das Gros der Besucher*innen auf ihn zuströmte. Dieser Glanz färbte sogar auf seine unmittelbare Entourage ab, so etwa auf Biesenbach selbst, der das Ganze hostete und mit all seinen Gesten andeutete, dass er über einen privilegierten Zugang zu Franco verfügte. Er trat wie ein Filmstar auf, sein Gesicht wirkte durch gut sichtbare Wangenknochen schnittiger. Auch jene, die sich in dem abgezielten VIP-Raum mit Franco aufhielten, schienen plötzlich



wie in Hollywood-Licht getaucht und benahmen sich entsprechend aufgepeitscht. Der Glanz der Celebrities hat wohl etwas Ansteckendes – vergleichbar der Berührung einer Reliquie, die ja ebenfalls eine unmittelbare physische Verbindung zu dem Heiligen verheißt.



34.

Biopolitik auf Ibiza

Auf dem wasserfesten Armband, das zum vergünstigten Eintritt ins Space berechnete, stand kleingedruckt: noch mehr Rabatt bekäme man, wenn man sich das Motto der Party als Tattoo in die Haut ritzen lasse... Mittels Tätowierung steigt man so zum lebenslangen Mitglied der Space-Community auf, wofür man im Gegenzug einen kleinen Preisnachlass erhält. Das ist Biopolitik im fortgeschrittenen Stadium: Der Körper wird zum Gegenstand eines Club-Marketings, das sich unmittelbar in ihn einzuschreiben versucht, indem es auf die freiwillige Mitarbeit des Trägers zielt. Es geht letztlich darum, die Party-People noch intensiver und tiefgreifender an den Club zu binden. Den Leuten, die sich dieses Tattoo tatsächlich stechen lassen, wird das Gefühl gegeben, einer be-



stimmten Club-Gemeinschaft anzugehören – ein Privileg, das im vergünstigten Eintritt seine Bestätigung findet. Wer sich auf diesen Deal einlässt, muss aber auch dazu bereit sein, den eigenen Körper als einen Einsatz zu sehen, der lebenslang einer anderen Macht (in diesem Fall dem Club) überantwortet wird.



42.

Mailbox

Heute hatte ich zum ersten Mal nach dem Tod meiner Mutter den Mut, mir ihre letzte Nachricht auf der Mailbox anzuhören. Ihre anderen Nachrichten hatte ich (leider) bereits gelöscht. Zwar ist mir ihre Stimme in diesen Trauertagen ohnehin präsent und ich meine zuweilen, dass sie zu mir sprechen und mich zu beruhigen versuchen würde. Ihre Botschaft lautet eigentlich immer, ihr Tod sei genauso abgelaufen, wie sie ihn sich vorgestellt und gewünscht habe: Alles sei gut so wie es jetzt ist. Sehr zufrieden äußert sie sich in diesen imaginären Botschaften auch über die Art und Weise, wie wir ihre Beerdigung organisiert und inszeniert haben. Das hätten wir gut gemacht. Obwohl sie eigentlich permanent in meinen Gedanken zu mir spricht, war es trotzdem ein Schock, ihre



auf meiner Mailbox aufgezeichnete Stimme live zu hören. Sie klang unglaublich vital – dabei datierte ihre Nachricht vom 20. Oktober 2015. Nur einen Monat später sollte sie bereits tot sein. In dieser Message fragt sie mich, ob es okay wäre, wenn sie meinen Ex-Mann mit meiner Tochter in den Herbstferien zu sich nach Hamburg einladen würde, oder ob dies ein „abartiger Vorschlag“ wäre. Mit dem Wort „abartig“ bewies sie ein Gespür dafür, dass ihr Vorschlag eine Zumutung für mich war. Statt mich direkt zu bitten, ihr ein Treffen mit ihrer Enkeltochter zu ermöglichen, schlug sie den Umweg über meinen Ex-Mann ein. Rückblickend bin ich dankbar, dass sie mich vorab fragte, statt einfach eigenmächtig zu handeln. Ich fühle mich schlecht, wenn ich bedenke, wie heftig meine Ablehnung ihres Vorschlags damals in einem Telefonat mit ihr ausfiel. Ich hätte verstehen müssen, dass sie sich



einfach nicht traute, mir ihren Wunsch, ihr Enkelkind zu sehen, direkt mitzuteilen. Wahrscheinlich ging sie davon aus, ich sei ohnehin zu beschäftigt und zu einer Reise in die ungeliebte Heimatstadt nicht bereit. Jetzt denke ich, dass ich in diesem Gespräch netter und verständnisvoller hätte reagieren sollen, zumal sie mich in ihrer Mailbox-Nachricht „mein Schatz“ nennt, was mich enorm rührt. War das wirklich das letzte Wort, das meine Mutter an mich gerichtet hat? Heute konnte ich einfach nicht akzeptieren, dass sie tot ist. Ich rief bei ihr zu Hause an, ihre Nummer ist bei mir unter „Mamafestnetz“ gespeichert. Aber da war nur die Mailbox und ich musste realisieren, dass ihr Körper nie wieder in ihrem Haus sein wird, sondern sich, wahrscheinlich stark verwest, unter der Erde auf dem Friedhof in Hamburg-Nienstedten befindet. Ich kann nur hoffen, dass all die Geistlichen, die über das Nichtverstehbare



eines jenseitigen Lebens nachdenken, mit ihrer Annahme Recht haben, da sei nach dem Tod etwas, das sich unserer Vorstellungskraft entzieht. Aber ich fürchte, dass da vielleicht gar nichts ist. Fest steht jedenfalls: Ich werde die Stimme meiner Mutter in diesem Leben nie wieder hören.



Kohls Söhne

Das traurige Spektakel um die Söhne von Helmut Kohl, die von seiner zweiten Frau (angeblich) davon abgehalten wurden, das Haus zu betreten, um ihren toten Vater noch einmal zu sehen, hat mich ein wenig aufgewühlt, denn es gibt bei allen Differenzen zahlreiche strukturelle Parallelen zu unserer Familiengeschichte. Kohl könnte man wie meinen Vater als Kriegskind mit posttraumatischer Belastungsstörung charakterisieren (Kohl verlor seinen Bruder im Zweiten Weltkrieg, der jüngere Bruder meines Vaters starb „auf der Flucht“). In seinem Buch beschreibt Walter Kohl, wie sein Vater als Patriarch innerhalb der Familie mit großer Kälte agierte, um nach dem Selbstmord seiner ersten Frau Hannelore eine weit- aus jüngere Frau zu heiraten, mit der ihn



womöglich schon eine langjährige Affäre verband. So wie unser Vater nur drei Monate nach der Scheidung heimlich seine viel jüngere Geliebte geheiratet hatte, fand auch Kohls Hochzeit seinem Sohn zufolge unter Ausschluss der Kinder statt, die nicht über dieses Ereignis informiert wurden. Er stellt es so dar, als hätte diese junge Frau ihren Mann seiner Familie zu entfremden versucht, von der sie sich nicht anerkannt fühlte. So war es auch bei uns, nur kam es nicht zum endgültigen Zerwürfnis. Erst der Tod meines Vaters ließ die Konflikte so deutlich zutage treten, dass wir den Kontakt zu seiner Frau abbrechen mussten, was ich seither, nebenbei bemerkt, als eine große Erleichterung empfinde. In der Berichterstattung über das Kohl-Drama gibt es die Tendenz, sich ausschließlich negativ auf die Kohl-Witwe zu fixieren, statt Helmut Kohl für die Zerrüttung seiner Familie verantwortlich zu machen. Schließ-



lich war er es, der seine Söhne mit einer neuen, jungen Frau konfrontierte und sich ohne Weiteres von ihnen lossagte und ihnen damit das Gefühl gab, dass sie nicht zählen würden. Die Rolle der Mitwirkenden in diesem traurigen Stück scheint vorgegeben, es gibt kein Entrinnen aus einer Struktur, in der sich vor allem das Verhalten der Väter als unfassbar stur und emotional unfähig erweist. Zweifellos werden auch die Kohl-Söhne wie wir um ihren Pflichtteil kämpfen müssen, um am Ende beinahe leer auszugehen. Ein Unterschied zwischen ihnen und uns ist allerdings, dass wir trotz allem einen engen Kontakt zu unserem Vater pflegten. Wir haben die neue Frau an seiner Seite jahrelang ertragen, wir haben auch dann nicht mit ihr gebrochen, als sie unseren todkranken Vater im Krankenhaus hängen ließ. Rückblickend denke ich, wir hätten schon zu diesem Zeitpunkt den Bruch mit ihr vollziehen müssen, was



meinem Vater vielleicht gar nicht so unrecht gewesen wäre. Aber es war ohnehin zu spät, denn er hatte sie zuvor mit diversen Vollmachten ausgestattet, was uns vollständig handlungsunfähig machte. Der andere Unterschied zu Kohl ist der, dass unser Vater uns auf dem Totenbett signalisierte, eine Änderung in seinem Testament vornehmen zu wollen, was ihm nicht gelang, weil er nicht mehr „geschäftsfähig“ war, wie es damals so unbarmherzig hieß. Er konnte nämlich weder sprechen, noch mit seinem Namen unterzeichnen. Wir können uns von daher gar nicht so sicher sein, dass er wirklich ein schwerwiegendes Versäumnis wieder gutmachen wollte.



Führerschein mit 54

Es ist ein Alptraum. Schon Stunden vor der Fahrstunde befällt mich ein mulmiges Gefühl, das sich in der Magengegend ausbreitet: Angst. Ein wenig später finde ich mich am Steuer eines aus meiner Sicht riesigen Autos wieder, dessen Mechanik mir ein Rätsel bleibt. Gestern hat mich mein (sehr netter und geduldiger) Fahrlehrer Dieter dazu aufgefordert, rückwärts zu fahren und dabei in den Rückspiegel zu schauen. Den Raum, der sich mir in diesem Spiegel zeigte, vermochte ich nicht wirklich einzuordnen, geschweige denn mit dem tatsächlichen Raum hinter mir in Verbindung zu bringen. Was ich im Rückspiegel sah, blieb mir hoffnungslos abstrakt, der suchende Blick trug eher noch zu meiner Desorientierung bei, sodass ich irgendwann gar nicht mehr wusste, wo ich



mich eigentlich befand. Auch die Frage meines Lehrers, ob und wann die Räder des Autos geradestehen würden, vermochte ich nicht zu beantworten. Ihre Verbindung zum Lenkrad war mir nicht unmittelbar einsichtig, sie schienen mir sehr weit weg zu sein. Angesichts dieses Debakels sehe ich schon unzählige (mindestens 60) Fahrstunden auf mich zukommen, die ich in zunehmender Verzweiflung absolvieren werde. Offen gestanden macht mir auch die Aussicht auf die theoretische Prüfung zu schaffen, denn je länger ich über die gestellten Fragen nachdenke, desto unmöglicher scheint es mir, sie mit Sicherheit beantworten zu können. Dieser Führerschein stellt eine der größten Herausforderungen meines Lebens dar. Aus gutem Grund habe ich die Sache so lange hinausgezögert – ich muss schon als junge Frau geahnt haben, dass es eine demütigende Erfahrung werden würde. Trotz meiner gelegentlichen



Panikattacken angesichts der harschen Umgangsformen im Berliner Straßenverkehr bin ich dennoch fest entschlossen, eines Tages einfach loszufahren und dabei Ziele anzusteuern, die sich mit öffentlichen Verkehrsmitteln nicht erreichen lassen. Ich sehe mich schon die Küstenstraße der Côte d'Azur entlangbrausen. Und für die Realisierung dieses Wunschtraumes brauche ich diesen elenden Führerschein.



Linke Männer

Meine Freundin J. hat recht: Oft sind linke Männer (oder Männer, die sich „links“ wähnen) das viel größere Problem als die Macho-Typen, die ihre sexistische Herablassung Frauen gegenüber demonstrativ vor sich hertragen. Es gibt natürlich auch linke Männer, die die Lektionen des Feminismus verinnerlicht und feine Antennen für ihre restsexistischen Reflexe ausgebildet haben. In der Zusammenarbeit mit Frauen gelingt es diesen, jegliches Dominanzgebaren zu vermeiden. Sie sind so selten wie angenehm. Doch leider existieren daneben zahlreiche linke und offiziell mit dem Feminismus sympathisierende Männer, die die Arbeit ihrer weiblichen Kollegen auf subtile und kaum greifbare Weise geringschätzen. Oft übergehen sie deren Arbeit einfach, schweigen sie tot



und/oder beziehen sich erst gar nicht auf sie. Auch im persönlichen Gespräch mit der Kollegin vermeiden sie jede Frage nach dem Stand ihrer Arbeit tunlichst, als gäbe es diese gar nicht. Neben diesen Techniken des Zum-Verschwinden-Bringens findet sich bei zahlreichen linken Männern eine Vielfalt an subtilen Herabsetzungsmethoden, die häufig im Gewande des Lobes daherkommen. Ein Beispiel: Ausgerechnet heute, an meinem Geburtstag habe ich eine E-Mail eines Kollegen erhalten, die eigentlich nett gemeint war und doch von feiner Diskriminierung zeugte. Er berichtete mir darin von einem Freund und Kollegen, der voller Anerkennung für einen Vortrag von mir gewesen sei. In diesem Vortrag habe sich gezeigt, dass ich viel gearbeitet hätte und jetzt eine „richtige“ Marxistin wäre. Der Paternalismus, der mir und meiner Arbeit in diesem zwiespältigen Lob entgegenschlug, war erstaunlich. Wie einem

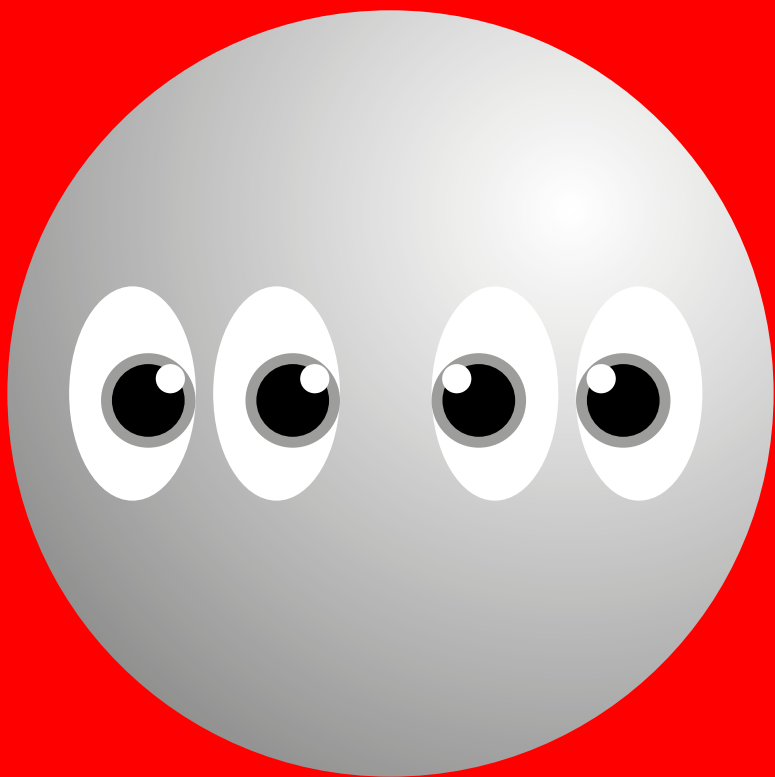


Schulmädchen stellten mir Männer ein Fleißkärtchen aus und teilten mir durch die Blume mit, dass sie meine Arbeit nun, da ich so intensiv und brav geforscht hätte, endlich ernst nähmen. Mir wurde nun Zugehörigkeit attestiert, allerdings zu den von ihnen festgelegten Bedingungen, letztlich bin ich aus ihrer Sicht eine gelehrige Schülerin geblieben, der man ermutigende Worte mit auf den Weg gibt. Und so etwas passiert mir mit 55!

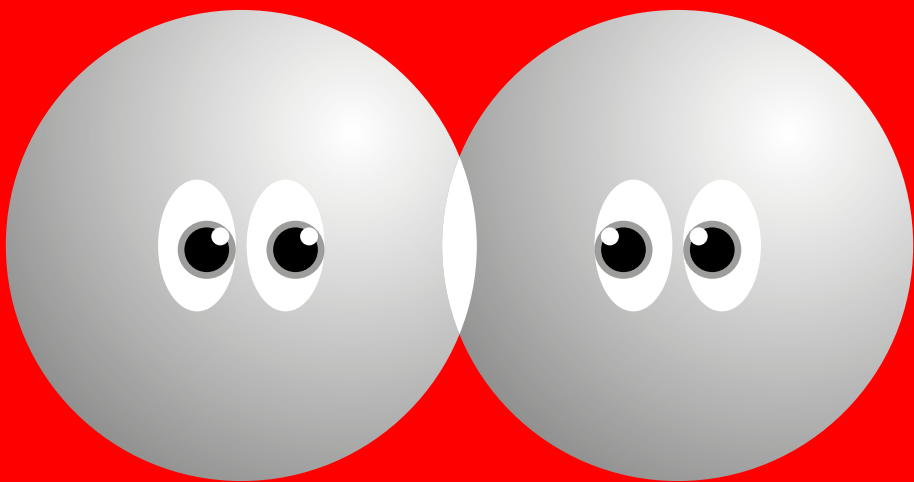




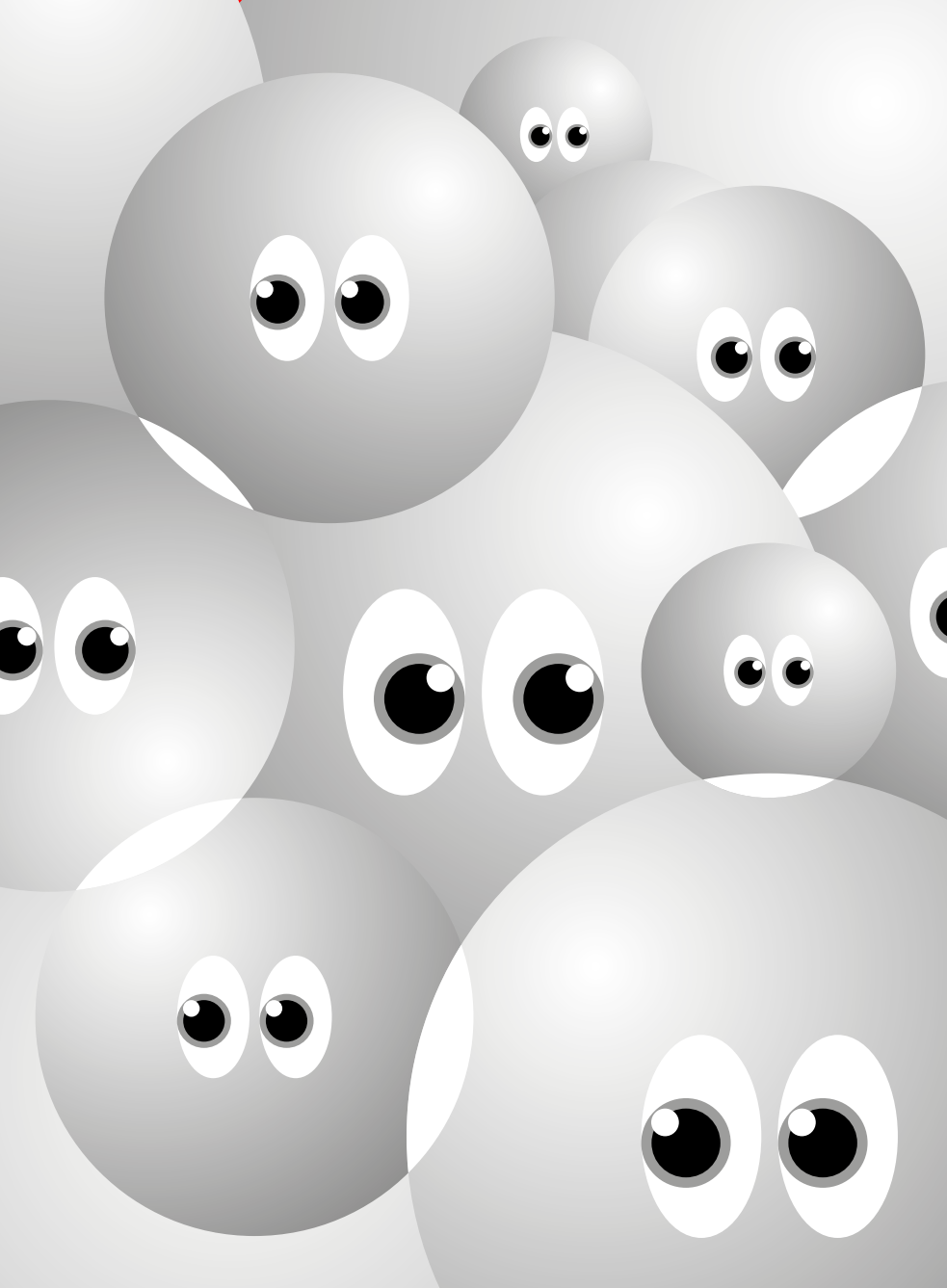
tegelmedia.net



tegelmedia.net



tegelmedia.net



tegelmedia.net